

Unterwegs, irgendwo, mit irgendwem

Notizen einer Reise durch den Bürgerkrieg auf Sri Lanka

Thomas Seibert

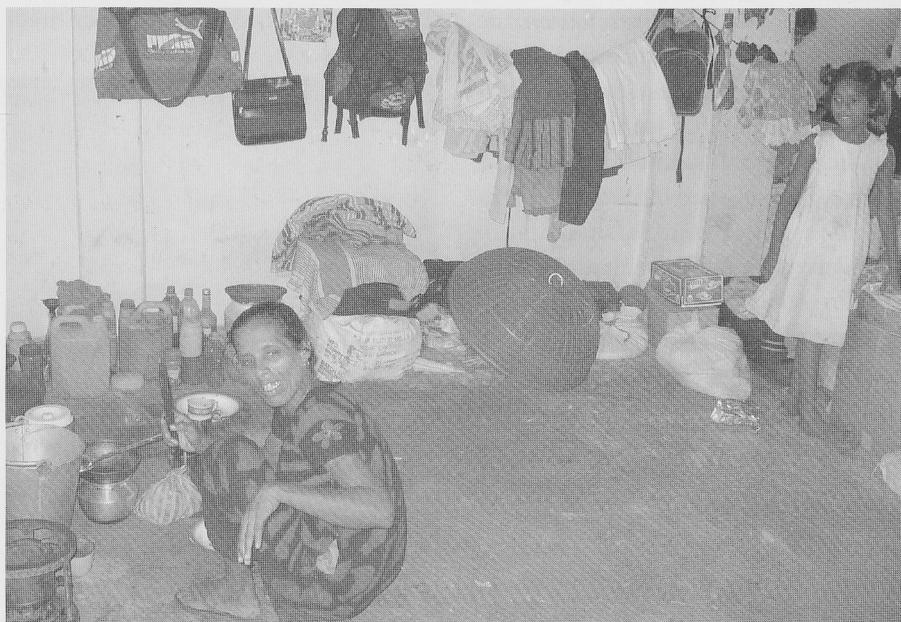
Der folgende Reisebericht nennt keine Namen, weder die von Personen noch die von Orten. Natürlich gilt die Anonymität der Sicherheit der Menschen, von deren Alltag die Rede sein wird. Der Verzicht auf die Namensnennung macht aber auch kenntlich, dass die freie Rede das erste ist, was dem Kriegsrecht zum Opfer fällt. Werden dennoch Namen genannt, folgt dem Verbot der freien Rede der Zugriff auf Leib und Leben. Im Ausnahmezustand geschieht das am helllichten Tag, häufiger aber im Verborgenen. Auf Sri Lanka sind in den letzten achtzehn Monaten weit über tausend Menschen „verschwunden“, viele von ihnen wurden ermordet, täglich werden es mehr.

Der Krieg auf Sri Lanka geht ins dritte Jahrzehnt. Formell wird er zwischen dem von der Sinhala-sprechenden und buddhistischen Mehrheit dominierten Staat und den *Liberation Tigers of Tamil Eelam* (LTTE) geführt, die ihren Kampf im Namen der unterdrückten tamilischsprachigen und überwiegend hinduistischen Minderheit führen. Tatsächlich sind, um vorweg keinen Zweifel aufkommen zu lassen, Staat und Gesellschaft auf Sri Lanka so konstituiert, dass die Tamilen systematisch unterdrückt werden. Doch hat die Gewalt verschiedene Gründe und verschiedene Dimensionen. So gibt es neben Buddhisten und Hindus auch Muslime, die von beiden Seiten angegriffen werden und deshalb beginnen, sich ihrerseits als „ethnische Gruppe“ zu konstituieren: politisch, kulturell – und militärisch.

Zugleich geht es immer und überall um die Armut und um die zunehmende Verarmung von immer mehr Menschen auf der ganzen Insel, die im tamilischen Norden allerdings deutlich größer ist. Es geht um Land, um Wasser, um Möglichkeiten des täglichen Überlebens im Norden, aber auch im Süden. Es geht um Zehntausende von Menschen, die bereits mehrfach ver-

trieben wurden und seit Jahren schon in Lagern leben, manche von ihnen schon im zwölften oder dreizehnten: ein ganz eigenes Schicksal der Missachtung und Entrechtung. Es geht um nochmals mehrere tausend Menschen, die infolge des Tsunami 2004 heimat- und rechtlos wurden. Es geht aber auch um eine systematisch sexualisierte Gewalt ganz unerhörten Ausmaßes, der Frauen in allen Landesteilen ausgesetzt werden: Frauen singhalesischer, tamilischer wie moslemischer Herkunft.

Es geht schließlich und überhaupt um eine Gesellschaft, die seit Jahren und alltäglich von Gewalt durchherrschert wird, in der ungezählt viele Familien auf allen Seiten wenigstens ein Opfer zu benennen wissen. Dem entspricht, dass die Gewalt nicht nur von Staat und Guerilla, sondern auch von „Paramilitärs“ ausgeübt wird, die ihre Waffen dem überlassen, der dafür zahlen kann. Und aktuell, um die Aufzählung hier erst einmal abubrechen, geht es in besonders dringlicher Wei-



Kriegsvertriebene an der Ostküste, seit August 2006 in der Güterverladehalle eines Bahnhofs untergebracht.

Thomas Seibert

se um die Regierung des Präsidenten Mahinda Rajapakse, die die Menschen- und Bürgerrechte nicht nur de facto missachtet, sondern durch fortlaufend neue Sonder- und Kriegsgesetze auch formell aushöhlt und dabei durch die USA, aber auch Japan und China gedeckt wird. Viele dieser „Notstands“-Maßnahmen richten sich gezielt gegen diejenigen, die „zwischen den Fronten“ stehen: Journalisten, Anwälte, Menschenrechtsaktivisten.

Im Norden

Unter diesen Umständen sind die Entführungen natürlich nur ein Beispiel, aber ein signifikantes. Denn zu den weit über tausend Opfern der letzten 18 Monate sind die rund 16000 „Verschwundenen“ der letzten drei Kriegsjahrzehnte hinzuzuzählen, deren Schicksal noch immer nicht aufgeklärt ist. Die meisten Fälle gehen auf das Konto der staatlichen „Sicherheitskräfte“, die sich bei den Kidnappings oft weißer Lieferwagen bedienen. Entführungen werden aber auch von der LTTE und den mit ihr konkurrierenden tamilischen Guerillaorganisationen durchgeführt, die in der Regel mit staatlichen Stellen kooperieren. In einer Stadt an der Nordküste erzählt man uns, dass es mittlerweile allerdings immer häufiger auch innerhalb der Nachbarschaften zu Entführungen kommt, und dass die ethnische oder religiöse Herkunft dabei ganz gleichgültig ist, die der Täter wie die der Opfer. Gerade weil die Armut längst und eben im Wortsinn blutiger Ernst geworden ist, sind die Lösegelder vergleichsweise niedrig.

Man erzählt uns auch vom staatlich verordneten Benzinmangel. Die Regierung will so des Schmuggels Herr werden, der bedeutendsten Überlebensökonomie im Norden Sri Lankas. In der Folge dieses „Schlags gegen den Schmuggel“ wurde allerdings zuerst einmal der Verkehr der Schulbusse eingestellt, die Ration für Privatpersonen beträgt zwei Liter pro Woche. Die örtlichen NROs bekommen etwas

mehr, haben ihre Tätigkeit aber schon einschränkt. Wir sind im gemieteten Kleinbus aus der Hauptstadt gekommen, haben deshalb noch genug Benzin und besuchen Siedlungsprojekte unserer Partner, in denen Kriegsvertriebene und -flüchtlinge – „Internally Displaced Persons“ – einen noch auf lange Zeit prekären Neuanfang suchen.

Auf dem Rückweg winkt uns eine Militärpatrouille zu sich, der Fahrer steuert den Wagen von der Straße ins Gelände. Wir sind in tamilischem Gebiet, die Soldaten Singhalesen. Harsch befiehlt man uns, den Wagen zu verlassen. Kaum stehen wir vor der Mündung der Gewehre, werden die Soldaten freundlich, als ob es ihnen leid täte. Sie sind kaum zwanzig Jahre alt, wie meine tamilischen Begleiter. „Sinhala?“, fragt ihr Offizier. „Tamil!“, antworten wir, und fragen dann unsererseits: „Tamil?“ Der Offizier schüttelt den Kopf, antwortet: „Sinhala!“. Ratlosigkeit, dann die Frage: „English?“ Meine Begleiter verneinen: „Tamil!“ Ich weiß, dass sie englisch sprechen, der Offizier wohl auch. Nach Durchsicht unserer Pässe dürfen wir weiterfahren.

Richtung Osten

Auf dem Weg an die Ostküste machen wir gegen Abend in einer Stadt

Station, die am Rand des von der LTTE kontrollierten Gebiets liegt. Die tropische Dämmerung taucht die Häuser und Straßen binnen weniger Minuten in Dunkelheit und tiefes Schweigen. Zwar herrscht keine Ausgangssperre, doch sind die Läden verammelt, die Straßen verlassen. Wir fahren ins Hotel, wo wir mit drei Anwälten verabredet sind. Wir setzen uns auf die Dachterrasse, sehen über die wenigen Lichter der Stadt, es gibt ein scharfes Curry. Die Kollegen verteidigen Flüchtlinge, Vertriebene, Überlebende von Anschlägen. Mehrfach schon widerfuhr ihnen, was man auf Sri Lanka „verwarnt werden“ nennt. Solche „Verwarnungen“ werden vom Militär und von der Guerilla ausgesprochen, wer sie missachtet, riskiert sein Leben. Unsere Kollegen könnten sich den Drohungen nur beugen, wenn sie auf die Ausübung ihres Berufs verzichteten: eine Option, die sich für sie aber nicht stellt. Vielleicht liegt es auch daran, dass sie sich auch hier dem Schweigen verweigern: ihre Worte, auch ihr Gelächter schallen weit über die Dächer hin. Das Gespräch kreist um nächste Schritte, denn unterm Kriegsrecht macht es wenig Sinn, an den Nachkrieg zu denken. Ein Fortschritt wäre es, wenn die Regierung nicht länger von den USA, von Japan und der EU gedeckt würde. Die Kollegen werden



Kriegsvertriebene an der Ostküste.



Thomas Seibert

uns regelmäßig Informationen senden, die wir hier weitergeben können, an die Medien, bestimmte Abgeordnete, die zuständigen Ministerien. Plötzlich sind Detonationen zu hören, so laut, als träfen die Einschläge Häuser in der Nachbarschaft.

Am nächsten Tag hören wir von einem Gefecht fünfzig Kilometer außerhalb der Stadt. Beide Seiten beanspruchen, dem Gegner schwere Verluste beigebracht zu haben. Die Anwälte reisen weiter in den Norden, zu einem Verfahren gegen Militärs, die auf Flüchtlinge geschossen haben. Wir bleiben noch einen Tag, nehmen an einer öffentlichen Veranstaltung zur Menschenrechtslage teil, zu der vierzig Leute zusammengekommen sind. Viele sind das nicht. Die genaue Einwohnerzahl der Stadt ist nicht bekannt, da allein in den letzten Jahren mehrere zehntausend Flüchtlinge zugezogen sind. Immerhin lässt das Kriegsrecht solche Versammlungen noch zu. Der Kollege, der zu den Leuten spricht, tut das in seinem eigenen, überall im Land bekannten Namen. Stieße ihm etwas zu, würde dies auch in Washington, Tokio und Brüssel für Unruhe sorgen. Eine Lebensversicherung ist das nicht.

Im Osten

Am selben Tag noch fahren wir an die Ostküste. Glaubt man der Regierung, hat sie das ganze Gebiet „befreit“. Daran ist wahr, dass sich die LTTE offiziell von der Küste zurückgezogen, ihre politischen Büros und militärischen Posten geräumt hat. Der Kollege, mit dem wir uns hier treffen, lacht und versichert, dass er uns an jeder Ecke Kämpfer der Guerilla zeigen könnte: Es ist eben nicht dasselbe, ob eine Armee oder eine Guerilla ein Gebiet räumt. Hinzu kommt, dass sich die Armee die Kontrolle über den Osten mit den KämpfernInnen der TMVP teilen muss, einer Abspaltung der LTTE, deren Selbstbezeichnung auf deutsch „Volksbefreiungstiger“ lautet. Gebräuchlicher



Kriegsvertriebene an der Ostküste.

allerdings ist der Ausdruck „Karuna-Gruppe“, benannt nach ihrem Anführer, der zuvor Ostküstenkommandant der LTTE war. Noch häufiger aber spricht man schlicht von „Paramilitärs“ und meint damit, dass sie weder Regierungssoldaten noch Guerillas, sondern im Grunde einfach Söldner sind: Ex-Guerillas, die jetzt im Sold der Regierung stehen. Ihr Bündnis allerdings ist mehr als prekär. Als ich den Umstand, dass sich die Posten der Paras stets direkt neben Armeegarnisonen befinden, als Zeichen ihrer Abhängigkeit vom Militär deute, schüttelt unser Kollege den Kopf: Man könne das auch anders sehen, käme ganz darauf an. „Worauf?“, frage ich. „Die Frage wird sein,“ antwortet der Kollege, „wer zuerst auf wen schießt.“

Mittlerweile ist deutlicher geworden, wovon er sprach: in der Folge eines internen Machtkampfs ist Karuna nach Großbritannien geflohen, die TMVP ist gespalten, das Gerücht kursiert, dass die LTTE deren Kämpfer vor die Wahl gestellt hat, reumütig zurückzukehren oder ausgelöscht zu werden. Und: gelegentlich kommt es zu Anschlägen, die weder dem Militär, noch der LTTE, noch Karuna zugerechnet werden können, sondern

als Aktionen moslemischer Kommandos gelten.

Kann man deshalb kaum von einem Sieg der Regierung und schon gar nicht von „Befreiung“ sprechen, so hat es doch Hunderte Tote gegeben, Zehntausende wurden vertrieben, hausen in Schulen, Tempeln, Zeltstädten. Wir besuchen eine Lagerhalle, seit Monaten schon Flüchtlingslager, dicht an dicht von Menschen bewohnt, die zur Untätigkeit gezwungen sind. Unsere Partner leisten medizinische Hilfe, behandeln Durchfall, Hepatitis, Denguefieber. Kein Mittel haben sie gegen die Depressionen, die fast wöchentlich jemanden in den Selbstmord treiben. Als die Kollegin erzählt, dass die Frauen seit Wochen schon kein Tuch mehr haben, das sie als Binde nutzen könnten, muss ich ein paar Schritte zur Seite gehen: manchmal hängt das Verstehen an scheinbar Nebensächlichem. Wir machen Fotos, nicht zur Erinnerung, sondern für die Presse. Medizinische Nothilfe und Menschenrechtsarbeit sind für unsere Partner nicht zu trennen.

In der Hauptstadt

Die Dichte der Militär- und Polizeiposten in der Hauptstadt entspricht

der am unmittelbaren Frontverlauf. Wer aus dem Norden kommt, wird bei der Einfahrt gestoppt und muss die Passierscheine der Posten vorweisen, an denen er unterwegs kontrolliert wurde, Leibesvisitation und Durchwühlen des Gepäcks inbegriffen. Wie in anderen Ländern des Südens auch, lebt auch auf Sri Lanka ein Großteil der Gesamtbevölkerung in der Hauptstadt, die schon deshalb kein ethnisch „reines“ Gebiet ist. Hier finden sich natürlich, für uns wichtig, die Hauptbüros auch der bedeutendsten NROs. Im Gespräch mit ihnen wird klar, wie prekär die Position zwischen den Fronten ist. So gibt es Organisationen singhalesischen Hintergrunds, die sich zunächst gleich

aus zwei Gründen zurückhalten: sie arbeiten primär unter SinghalesInnen und müssen dort „anschlussfähig“ bleiben, ein Vorbehalt, der umständehalber verständlich ist. Und: sie arbeiten primär zu sozialen Fragen, zu Fragen der verarmten Bauern und Fischer, Fragen der Frauen. In langen Gesprächen gelingt es uns schließlich, sie gerade über ihren zweiten Punkt für eine wenn auch vorsichtige Mitarbeit zu gewinnen. Menschenrechtsarbeit hat es eben nicht nur mit „Übergriffen“ von „Sicherheitsorganen“ zu tun, und sie muss den Rahmen sprengen, in dem die Kriegsparteien selbst den Konflikt eingrenzen wollen: weil es der ihre, aber nicht der der Leute ist.

Zum Autor

Thomas Seibert ist als Referent bei *medico international* zuständig für Sri Lanka.

Europäische Interaktion mit dem srilankischen Buddhismus

Workshop „Buddhismus und Jugend“ August 2007

Signe Kirde

Am 23. und 24. August 2007 fand in Kandy, der zweitgrößten Stadt Sri Lankas, ein Workshop „Buddhismus und Jugend“ (*Buddhism and Youth*) statt. Organisiert wurde der Workshop von Richard Lang, Leiter des Goethe-Institutes (*German Cultural Centre*, Colombo) in Zusammenarbeit mit der Paramita International Buddhist Society Ltd. Kadugannawa. Zielgruppen waren zum einen Studierende der Abteilung für Pali- und Buddhismusstudien der Peradeniya Universität, zum anderen Freunde des Goethe-Institutes und der interkulturellen Jugendarbeit. Das Goethe-Institut in Sri Lanka feiert 2007 sein 50-jähriges Bestehen mit einer Reihe von Kultur- und Informationsveranstaltungen. Hierzu zählen etwa eine Ausstellung von Bildern des wegen seiner künstlerischen Aktivitäten umstrittenen buddhistischen Mönchs Schweizer Herkunft „Bhikkhu Samedha“ (alias Aja Iskander Schmidlin), der seit 20 Jahren in einer Höhle in Dulvala bei Kandy lebt, oder ein eher auf Umwelt- und Entwicklung bezogenes Seminar zur Technik von Biogasanlagen an der Ruhuna Universität, Matara.

Der Workshop „Buddhismus und Jugend“ begann mit einem Vortrag von Karl-Heinz Golzio aus Bonn über den deutschen Beitrag zur Erfor-

schung des Theravada-Buddhismus in Ceylon. Thema war ein Überblick über die Interaktion europäischer, darunter auch deutscher Gelehrter wie Wilhelm Geiger oder

Heinz Bechert, aber auch praktizierender Mönche deutschsprachiger Herkunft wie Nyanatiloka (Anton Gueth 1878-1957), Nyanaponika (Sigmund Feniger 1901-1994) und